Der Sohn der Hagar

Eine lebenswahre Geschichte aus dem Volksleben. — Von Paul Keller, Breslau.

(16. Fortsetzung)

Fräulein Jettel nahm nach einem Seitenblick auf den Geheimrat eine stolze, sehr vornehme Haltung an und hub an also zu sprechen:

„Geehrtes Brautpaar, ich habe es für meine Pflicht gehalten, der ehelichen Verbindung meines Bruders beizuwohnen und bringe meine Gratulation dar, gleichzeitig aber empfehle ich mich, denn ich reise unverzüglich wieder ab."

„Jettel, du — du bist ja ganz verrückt! —"

Ein empörter Blick traf ihn.

„Ich will sagen, Jettel, das is doch nich dein Ernst —"

„Fräulein — Fräulein Friedlieb, ich bitte Sie so sehr —"

Sie gab weder dem Bruder noch der jungen Frau Antwort: sondern wandte sich an den Geheimrat:

„Herr Geheimrat, bitte, führen Sie mich zum Wagen!"

„Na, dann — dann wünsch' ich zum wenigsten noch glückliche Reise!" schrie ihr der Doktor nach.

Wütend schritt er durch das Zimmer, nahm das Testament und hieb es auf den Tisch.

„Da — da streich' ich 'n Legat, da paßt nur mal auf!"

Die junge Frau saß stumm auf einem Stuhl. Er trat vor sie und faßte ihre Hand.

„Na, Christel, das tust du mir nich an, daß du dich etwa darüber ärgerst! Ueber so'ne, so'ne — — da ärgert sich kein vernünftiger Mensch! Wenn die auch nicht da is! Pah! Da wird wenigstens der Wein nich so sauer schmecken! Aergern? Am Hochzeitstage ärgern? Was pfeifen werd' ich ihr, was pfeifen!"

Und er stampfte mit dem Fuße auf.

Der Geheimrat kam zurück und sprach ein paar freundliche, beruhigende Worte. Friedlieb trat dicht vor ihn.

„Na, König, du kennst sie ja, du kennst sie ja von der Studentenzeit her. Da sieh' mal, da bist du ein großer Mann geworden, 'n Licht — schüttle nich 'n Kopp — 'n Licht sag' ich, denn ich laß mir mein bissel Stolz, daß ich mit so 'nem Mann, wie du, studiert und promoviert hab', nich nehmen! Da hast du'n hohen Orden! Verdient sag' ich, sehr verdient! Da einen vom Sultan, weil du den mal von Einer seiner vielen Krankheiten kuriert hast, und da noch 'n paar andere. Sieh mich an! Ich hab' keinen einzigen Orden! Ich bin 'n gewöhnlicher Dorfgnacksalber. Aber ich sage dir, König, wenn das höheren Orts bekannt wäre, was ich mit meiner Schweiter Jettel durchgemacht hab', da kriegt' ich's eiserne Kreuz, und meine Frau, die Christel, kriegte die Rettungsmedaille."

* * *

Die Nacht war gekommen, eine laue Sommernacht. Es war Neumondszeit. In tiefer Dunkelheit lag das Dorf.

Nur von einem freien Platz hob sich ein phantastisches Bild ab. Ein Karussell drehte sich im Kreise, die Lichter glänzten, die bunten perlengestickten Purpurvorhänge leuchteten, seine Leier tönte lärmend durch die stille Nacht!

Viel junges Volk stand um das Karussell, Burschen und Mädchen, auch einige Kinder.

Unter ihnen Berthold Hartmann. Er hatte sich vom Hochzeitsfeste seiner Schwester fortgeschlichen. Der kleine Festkreis in der großen Stube seiner väterlichen Behausung, dieser Kreis, wo der fremde Geheimrat mit seinem neuen Schwager plauderte, war ihm langweilig geworden. Unten im Tanzsaal war freilich ein Volksfest. Aber es hatte ihn fortgezogen zum Karussell, wo die Tochter des Besitzers in einem grellbunten Aufputz den „Fahrpreis" einkassierte. Er fuhr jede Tour, schämte sich nicht, auf hölzernen Pferden, Löwen und Ziegenböcken zu reiten, und wechselte mit dem dreisten Karussellmädchen verliebte Blicke und Worte.

Zuweilen wollte er seinen Reichtum beweisen, lud lärmend die Anwesenden zu einer „Freitour" ein, die er bezahlte, und freute sich, wenn die junge Horde unter Lärmen und gellendem Schreien sich um die freien Plätze zankte. Und dann lächelte der dicke, schmierige Karussellbesitzer, und dann lächelte seine bunte, dreiste Tochter.

Als Berthold schon viel Geld los geworden war, setzte sich auf sein Bitten hin das Mädchen neben ihn auf ein zweites „Pferd", und er schlang den Arm um sie und fuhr den närrischen Ringelreihen, indes die Leier einen blöden, schmachtenden Gassenhauer spielte.

Da traf Robert Winter ein. Bertholds Abwesenheit war bemerkt, und Robert wurde abgeschickt, um den Bruder der Braut zum Feste zurückzuholen.

„Was will denn der hier?" schrie Berthold, der angetrunken war. „Kommt er mich etwa holen? Was niesen werd' ich ihn! Freitour! Ich bezahle!"

Lachend stürzten sich die jungen Leute auf die freien Plätze, und übermütig fuhr Berthold mit seiner bunten Gefährtin im Kreis herum.

Als das Karussell anhielt, trat Robert zu Berthold.

„Berthold, Sie möchten bald nach Hause kommen!"

„Ich? Was — was geht denn das Sie an? Was niesen werd' ich Euch' Extratour! Extratour!"

Wieder die arme Komödie.

Und zum zweiten Male trat Robert zu Berthold.

„Lassen Sie sich zureden, Berthold! Bedenken Sie doch, es is die Hochzeit Ihrer Schwester!"

„Ganz egal! Es is mir langweilig! Hier is' feiner! Ich laß' mir nischt mehr gefallen! Ich bin mich mehr so tumm, wie früher! Beim Kommis bin ich helle geworden! Freitour! Rosa, hierbleiben! Nich weggehen! Bei mir bleiben!"

Und das bunte, dreiste Mädchen schmiegte sich an ihn an und ließ sich schamlos vor den Augen aller Bertholds Zärtlichkeiten gefallen.

Die Nacht war lau, die Leier lärmte, die bunten Purpurtetzen glitzerten mit ihren Glasperlen.

Ueber Robert Winter kam ein steifer Grimm.

Als das Karussell hielt, trat er zu Berthold und faßte ihn derb am Arm.

„Wenn Sie jetzt nicht augenblicklich mitkommen, dann sag' ich 's Ihrem Vater, und dann wird Herr Dr. Friedlieb Sie holen!"

„Was — klatschen? Klatschen will der Kerl! Der Teufel hol' ihn! Rausschmeißen werd' ich ihn! Raus aus meinem Hofe, den Stromer, den Fechtbruder!"

Robert wandte sich ab und ging fort. Die jungen Leute standen alle stumm und verlegen da.

Da sprang Berthold von seinem Holzpferde herab und eilte Robert nach. Es schien, als sei er plötzlich etwas nüchterner geworden.

„Wehe Ihnen, wenn Sie klatschen!"

Robert gab ihm keine Antwort.

„Woll'n Sie mich wirklich beim Doktor und bei meinem Alten verpetzen?"

„Schämen Sie sich! Sie sollten von Ihrem Vater mit mehr Respekt reden!"

Berthold lachte frech.

„Ach der, — ich weiß genug, der hat in seiner Jugendzeit noch ganz andere Zicken gemacht, — der hat auch ein uneheliches Kind —"

Robert gab ihm eine schallende Ohrfeige.

Auf der dunklen Dorfstraße rangen die Halbbrüder miteinander.

Um des Vaters Ehre!

Da kam der alte Gottlieb Penker, der auch zum Karussell hin wollte, und schlichtete.

21. Kapitel.

Einsame lange Arbeitstage. Keine Hoffnung auf ein wenig Freude beim Erwachen, keine Befriedigung über ein gelungenes Werk beim Niederlegen. Wenn Robert vom Felde heimkam, faßte ihn immer ein Frösteln, daß er ins Haus hinein sollte. Seit die Christel fort war, fehlte ihm dort jede behagliche Freude und jede Sicherheit. Wenn er ruhig und ein wenig zufrieden sein wollte, ging er in Gottlieb Penkers Stube. Manchmal traf ihn der Doktor und machte ihm Vorwürfe, daß er abends nicht öfter zu Besuch käme. Aber trotz aller Freundlichkeit des Doktors fühlte Robert, daß er nicht zu ihm gehöre, daß er in jenen Haushalt nicht hineinpasse.

Täglich grübelte er stundenlang darüber, was er anderes beginnen, wohin er sich flüchten könne. Er wußte keine Zufluchtsstätte. Sein ganzes Leben hatte es mit sich gebracht, daß er wenig Energie besaß.

So sind die Ueberzähligen im Leben!

Ihnen wird von Urbeginn ab die Daseinsberechtigung bestritten, und wenn sie nicht von sehr starker Art sind, müssen sie furchtsam und feige werden. Sie haben kein lautes Ja und kein trotziges Nein, sie stehen dort, wohin sie gestellt und fürchten oft, auch ohne Grund, überflüssig und lästig zu sein. So werden sie unfroh, unfruchtig. Und manche werden heimtückisch, wie verprügelte Tiere heimtückisch werden.

Manchmal machte sich Robert Vorwürfe, daß er nicht mit den Kameraden gereist sei.

Er hatte von ihnen keine Nachricht. Das Briefschreiben fiel ihnen schwer. Aber im September bekam er doch einen Brief. Steiner schrieb:

Lieber Freund!

Es geht uns nur sofo lala! Wir haben keine richtige Melodie. Denn auf der Trompete macht sich nicht alles gut. Manchmal haben wir sehr das Heimweh gehabt und auch zeitweise das Reißen. Aber nach Teichau können wir nicht mehr. Es ist wegen unserer Ehre und dann wegen Herrn Doktor. Dich möchten wir gern einmal wiedersehen. Wir haben Dich sehr lieb, denn Du bläst eine feine Nummer. Wenn Du wieder mit uns ziehst, kannst Du der Kapellmeister sein. Mir ist schon alles egal geworden. Dem Pohl auch! Der spricht fast bloß noch deutsch. Denn er hat nichts davon. Am besten geht es Schulze, weil der gern laut. Aber wir können kaum mit. Lieber Robert, weil wir nicht nach Teichau und auch nicht ganz in die Nähe kommen können, wollen wir Dich doch gern einmal sehen. Wir sind Sonntag in acht Tagen in der Waldschenke bei Glieswitz. Da hast Du nicht so weit, bloß ein Stückchen mit der Bahn. Da komme doch einmal. Wenn Du wolltest so gut sein und dein Waldhorn mitnehmen, und wieder mit uns losziehn, das wäre uns eine Freude. Und wir können dann beraten, ob Du Kapellmeister bist oder ich. Komme ja, wir warten auf Dich. Wir grüßen und küssen Dich alle herzlich. Dein alter Ehe-

Steiner, Unteroffizier a. D.

Eine tiefe Freude faßte Robert, als er diesen Brief bekam. Das war Rettung, das war Befreiung. An diesem Tage war er fröhlich. Er hatte einen Ausblick, er hatte wieder einen Anschluß. Er mußte nicht mehr hierbleiben.

Du altes, trübtiges Haus, bald bin ich dir entrückt, du lieblosen, selbstsüchtiges Weib, bald quälst du mich nicht mehr, du dummer, dünkelhafter Bursch, bald sehe ich bessere, freundlichere Menschen, als dich!

Du Arbeit ohne Freude, ihr öden Tage, ihr verdrossenen Abende nun seid ihr aus!

Aber du, — alter, alter Gottlieb Penker — ja du freilich — ja du —

Und du, freundliche Christel, gütiger Doktor, ja ihr freilich —

Und du, lieber Kranker, der mich aufgenommen, als ich elend, zerrissen, ohne Habe von der Straße kam — —

So war Robert bald wieder mitten im Zwiespalt, wieder ohne Klarheit, wieder ratlos und scheu.

Und als dieser Sonntag kam, machte er sich zwar unter einem Vorwand frei, um die Kameraden aufzusuchen, aber das Waldhorn ließ er zu Hause.

Er sagte sich, er wolle sich's noch überlegen, erst mit den Kameraden reden, nachreisen könne er ihnen noch immer.

Es war ein lichter Sonntag. Die freundliche, klare Herbstsonne beschien Roberts Weg, als er von der kleinen Bahnstation nach der Waldschenke schritt. In seiner Seele war die bange Freude, die jeder hat, der lange nicht gesehene Freunde wiedersehen soll.

Eine kleine Anhöhe tauchte auf. Jenseits des Hügels lag einsam mitten im Walde die Fuhrmannsschenke.

Auf der Anhöhe stand ein kleiner Mann, der scharf den Weg entlang lugte und plötzlich die Mütze schwenkend verschwand. Das war Pohl, der Italiener, der da auf Posten gestanden hatte.

Rascher schritt Robert aus, und seine sonst blassen Wangen leuchteten rot. Und als er auf den Hügel kam, sah er die Kameraden mit den Instrumenten vor der Waldschenke stehen. Steiner gab das Zeichen, und dem Ankömmling tönte ein wohlbekanntes Stück entgegen:

„So sei uns treulich willkommen,
Du alter, lieber Gesell."

Steiner machte mehrere Pausen in der Baßbegleitung, während deren er sich heftig schnäuzte, warf endlich die Tuba ins grüne Waldgras, eilte Robert entgegen und schloß ihn in seine Arme. Die anderen folgten nach.

* * *

Hell leuchtete die freundliche Herbstsonne in die niedere Gaststube der Waldschenke, wo die vier Musikanten mit glücklichen Gesichtern um den Tisch saßen. Steiner hielt Robert an der rechten Hand, Schulze an der linken und Pohl, der ihm gegenüber saß, schnitt mit seinem sächsisch-italienischen Gesichte die vergnügtesten Grimassen.

„Und du bist nicht mehr so ganz dagegen, wieder mit uns zu geh'n?" fragte Steiner.

„Nein! Aber ich wollt' erst einmal mit Euch reden. Ihr müßt mir noch ein bißchen Bedenkzeit lassen!"

„Bedenkzeit is immer was Bedenkliches," sagte Steiner. „Nämlich, dann hat man nich viel Lust. Aber wir geben dir die Bedenkzeit. In vier Wochen kommt wir wieder hier vorbei, sagen wir genau heute in vier Wochen. Da sagst du uns Bescheid, und der beste Bescheid is, du bringst dein Waldhorn mit. Ich bin schrecklich erschrocken, als ich dich so mit leeren Händen kommen sah."

„Wenn du nämlich dätst wieder mit uns kehn, da dät 'ch wieder viel lieber amal a pissel g'pildet raden."

„Hast du nicht — hast du nicht was von meiner Küsternmagd gehört?" fragte Schulze, der Bäcker.

„Sie is verheiratet," antwortete Robert. „An den Schornsteinfegergebilfen."

„Verheiratet!"

Des Bäckers Augen funkelten in grimmer Trauer.

„Verheiratet! Und an einen Schmutzian! Die Weiber sind schlecht."

„Nach meiner Witwe frage ich überhaupt lieber gar nich erst," sagte Steiner beklommen.

„Is auch besser!"

„Was heißt, is auch besser! Da muß ich doch dahinter kommen, das kann ich mich jo ohne weiteres runterschlucken."

Und Robert gab einen Bericht, der Steiner sehr traurig stimmte und ihm die Lust, nach Teichau zurückzukehren, die bei der Nachricht von Fräulein Jettels Abzug ein wenig aufgeflammt war, wieder nahm.

„Ich hab mein' Bohlennädchen von ganz alleene een sanften Abschiedsdritt gegönn und brauch mich nu nich zu ärgern," sagte Pohl. „Wenn ich mich immer hätt' über meine abdrünnigen Liebjen geärgert, da wär' ich schon längst mausedot. Das wär' werklich zu anstrengend gewäst' Da wär' ich Euch amal was von Idalchen erzählen."

Sie lehnten alle heftig ab.

„Und wie geht dir's, Robert? Bist du jo ganz zufrieden und glücklich in Teichau?"

Robert sah zum Fenster hinaus in das sonnenbeschienene Gärtchen. Es standen Astern draußen, dicke, bunte Georginen und Sonnenrosen.

Ein Mauslein marschierte durch den Garten und sah zu solch strahlender Blüte auf, die sich schwer zur Erde neigte, und wußte, im Winter wird sie an der Erde liegen. Dann leuchtet sie nicht mehr, aber dann liefert sie saftiges Korn. Scheine, gelbe Sonne, scheine, du bringst Segen! Das Mauslein ließ sich noch ein wenig den Pelz wärmen und stieg dann in sein unterirdisches Haus hinab.

Vor einem Jahre hatte Dr. Friedlieb gesagt: Die Mäuse sind klüger, als die reisenden Musikanten. Das fiel Robert ein.

„Ob du wirklich so ganz und gar zufrieden bist, hatt' ich dich gefragt," wiederholte Steiner.

Robert fuhr aus seinen Nachsinnen auf.

„Ja, zufrieden, wer ist ganz zufrieden! Seid Ihr ganz zufrieden?"

„Och ja, ja, nee, nee! Wie man's halt jo nimmt!"

„Einmal haben wir Kalbsnierenbraten gehabt," sagte Schulze, der Bäcker, andächtig.

„Och!" machte Steiner überlegen, „Braten haben wir überhaupt öfters gehabt."

„Und zweemal hain mer in ganz richt'jen Betten geschlafen. 50 Fenn'je pro Bett! Und bicksauber sag ich dir. Keen einzige Wanze!"

„Och ja, 's macht sich schon," sagte Steiner wieder. „Und dann, man is halt sein freier Herr. Man braucht sich nich sozusagen behandeln zu lassen. Von Jettels und so!"

„Mai Padrone, der verrückte Gerl, hat mich auch behandelt. Und was macht a, wie ich 'n mal 'ne Anjichtsgarte schicke? A schreibt, ich soll wieder redour komm'. A engagiert mich wieder. Das hab' ich aber abtelehnt! Der Gerl is mir zu wenig solide."

„Backen tu ich auf keinen Fall mehr!" sagte Schulze lakonisch. Die andern fanden diesen Vorsatz löblich und widerstritten nicht.

„Und zwischen lernt man halt jo kennen auf der Tour," nahm Steiner wieder das Wort. „Da war mal abends in'ner Kneipe ener, der meinte, ich mit dei Schlacht von Königgrätz müßtig. Na, da lurt ich aber, denn mit Königgrätz kann mir doch keener' was vormachen! Was erzählt der Kerl? A tut jo, als wenn überhaupt er der Macher vor 's Ganze geweten war', als wenn ohne ihn die ganze Sache zum Teuwel gegangen war'. Als wenn wir anderen nich auch dagewesen wären. Na, das wurmte mich schon lange; aber 'n Gitt kriegt' ich, als der Kerl behauptete, er und Bismarck hätten sich persönlich gekannt. A hieß Tulpe, der Kerl. Da erzählt er nu, wie er in einem Straßengraben gelegen und immerfort wie ein Wilder übers Feld fortgeschossen hätte. Da wär' plötzlich uff der Straße sein Bekannter, der Bismarck, vorbeigeritten gekommen und hätte gesagt: „Unteroff'zier Tulpe, kaimm' Sie raus aus 'm Graben, die Schlacht is gewonnen." Darüber kriegt ich na eine gräßliche Wut. Meine Herren, sagte ich, meine Herren, hier sitzt einer, der Königgrätz wirklich mitgemacht hat, Unteroffizier Steiner. Königgrätz und Paris. Dahier in dem Seidenpapier sind meine Orden, daß Sie seh'n, daß alles wahr is. Wenn den dort Bismarck gekannt hat, dann hat mich der alte Kaiser Wilhelm gekannt. Und wie ich amal nach Berlin gereist war und vor 'm historischen Eckfenster stand, da sah mich der Kaiser stehen und sagte: „Is das nich der Unteroffizier Steiner? Holt mir einmal den Mann rein!" Gut, ich wurde geholt, und a hieß mich sitzen, und wir plauderten so vom Kriege und von Königgrätz und von Paris. Und zuletzt, da sagte der Kaiser zu seiner Frau: „Auguste, hol amal die Kümmelflasche, ich will meinem alten Freunde Steiner a mol einschenken." Was sagen da die Leute? Durcheinander schrein sie, nie das war' nich wahr, und ener sagt, das wär' 'ne halbe Majestätsbeleidigung. Verflucht, dem bin ich ver'ommen! Den hätt' ich beinah gebackpfeift. „Mein Herr," schrei ich, „ich bin der Unteroff'zier Steiner. Der schlägt sich lieber Platz mausetot, als daß a' gegen 'n' alten Herrn und Kaiser was sagt. Und wenn meine Geschichte nich ganz wahr sein sollte, da is die Tulpe-Geschichte vom Bismarck auch nich wahr. Na, da war denn der Tulpe schön blamiert."

Schulze machte durch eine Zigarre, die er sich in den Mund steckte, einen dicken, vertuschenden Strich durch sein ironisches Gesicht, und Robert sah wieder durch's Fenster hinaus zu den Sonnenrosen. Nur Steiner lachte grimmig und tiegesbewußt.

„Ich will dir eben bloß beweisen, Robert," sagte er, „daß man doch auf der Reise was erlebt. Das is doch nich stupide, wie Rübenaufladen oder gar von Salatbeeten Spatzen vertreiben. Das paßte mir gerade!"

(Fortsetzung folgt.)

CLEANLINESS IS HEALTH

By the use of Gillett's Lye, house cleaning is made a pleasure instead of a drudgery. It softens the water and cleans thoroughly whether the dirt is visible or invisible. Destroys all bacteria and infectious germs, removes obstructions from drain pipes, closets, sinks, etc. Refrigerators are made delightfully fresh and clean by using one teaspoonful of Gillett's Lye dissolved in two gallons of water.

"GILLETT'S LYE EATS DIRT"

Made in Canada

Hypnose und Suggestion.

Suggestion im Alltagsleben als wirksames Ueberredungsmittel.

Wohl die meisten Leser erinnern sich an das beliebte Stückchen, daß der Suggestor in öffentlicher Versammlung seinem Medium eine rohe Kartoffel als eine süße Birne reicht zum Gaudium des Publikums wird die Frucht unter deutlichen Zeichen des Behagens verzehrt. Wie in diesem Falle ein übler Geschmack behoben wird, kann eine Schmerzempfindung ausgeredet; kann ein besonderer optischer Eindruck, eine Temperaturempfindung wachgerufen, kann ferner eine ganze Kombination von Scheinwahrnehmungen und Gefühlen hervorgezaubert, und es können die ihnen entsprechenden Handlungen veranlaßt werden. Diese öffentlichen Vorführungen fordern vor allem zu einer Richtigstellung heraus. Sie werden als „Wachsuggestionen" angekündigt, offenbar um sie von hypnotischen Manipulationen zu unterscheiden. Diese Differenzierung entspricht indes keineswegs dem Drange nach wissenschaftlich exakter Bezeichnung, sondern jenem, in Behörden nicht in Konflikt zu geraten; denn öffentliches Hypnotisieren ist meistens verboten. Es hat zur Folge, daß nur auch solche Zustände unter der Flagge der Wachsuggestion segeln, welche zweifellos der Hypnose angehören. Ein beliebter Trick der Suggestoren, um darzutun, daß sie nur Wachsuggestion übten, besteht darin, das hypnotisierte Medium zu fragen, ob es wach sei. Die bejahende Antwort mag vor der Laienmenge als Beweis gelten, ist aber keiner; ebensowenig wie die Aussage des Mediums, daß das Publikum aus lauter Negern bestehe oder daß ein Krokodill zur Tür hereinspaziere. Das Medium steht eben unter Suggestion, daß es wach sei — eine Suggestion wie eine andere.

Hieran möchte ich einige Worte über das Verhältnis von Suggestion und Hypnose knüpfen. Hypnose ist ein in mancher Beziehung dem Schlaf verwandter Zustand, der sich durch Blendung des Bewußtseins auszeichnet und im Grunde auf Suggestion beruht. Eine vollständige Definition will das nicht sein. Man kann als wesentlich die Aufhebung der sogenannten „Ich-Konzentration" betrachten. In unserm seelischen und leiblichen Organismus gibt es vielerlei Arbeitsteilung. Die Teile werden aber wieder zentralistisch zusammengefaßt, gleichsam integriert. Die Integration bildet alles zu einer Einheit im Interesse eines Lebensganzen, das mein Ich ausmacht. Für diese Funktion, die alles dem Ichzweck unterordnet, hat, wenn ich nicht irre, Kohnstamm den obenerwähnten Terminus „Ich-Konzentration" geprägt. Und die Ich-Konzentration ist es, die in der Hypnose künstlich mehr oder weniger aufgehoben wird, um fremder Leitung Platz zu machen. Nun kann sich hieran „sekundär" die Betätigung des Schlafzentrums knüpfen, muß es aber nicht. Im ersten Fall hat man den hypnotischen Schlaf, im anderen die Hypnose, welche bei aller Tiefe nicht wie Schlaf aussieht. Und Wagner-Jauregg sagt, wenn man die Hypnose eintreten sehe durch unverwandtes Fixieren eines womöglich glänzenden Gegenstandes oder durch gleichförmige Striche, durch angestrengtes Horchen auf eintöniges Geräusch und dergleichen, so könne man immerhin denken, die ermüdende psychische Einwirkung bringe jenen Zustand hervor. Sehe man aber, daß bei Wiederholung die Hypnose immer rascher eintritt, ja daß dazu eine Handbewegung, ein Wort genügt, so könne man nicht mehr zweifeln, daß nur Suggestion im Spiele sei. Hypnose ist nicht Vorbedingung der Suggestion, sondern umgekehrt; dennoch ist zu beachten, daß die einmal vorhandene Hypnose jede weitere Suggestion ungemein erleichtert; sie erhöht die Suggestibilität des Mediums, allerdings nur dem Hypnotiseur gegenüber, mit dem es in ausschließlichem „Rapport" steht. Ich übergehe die feinen Begriffsunterscheidungen, wonach in neuerer Auffassung nicht Hypnose eine Abart des Schlafs, sondern dieser eine Abart der Hypnose wäre. Eher fühle ich mich gedrängt, endlich zu betrachten, was denn das Wesen der Suggestion selbst sei.

Wenn den öffentlichen Vorführungen neben dem Unheil, das sie anrichten, etwas wirklich Gutes anzurechnen ist, so ist es wohl, daß sie auch einige ernste Männer der Wissenschaft veranlaßt haben, vor das Publikum zu treten. In Wien wirkte zuerst an der „Urania" Prof. Dr. Pilez in erfreulicher Weise aufklärend, und dann kam eine vorzügliche, nach der kriminalistischen Seite orientierte Darstellung des gesamten Gebietes durch einen der größten Psychiater, Hofrat Wagner Jauregg, die soeben im Druck erschienen ist („Telepathie und Hypnose im Verbrechen." Wien 1919. Verlegt von der Vereinigung der Gerichtssaalreferenten der Wiener Tagespresse.) Mit Recht betonten nun die Erörterungen, daß Suggestion dem Podium der Suggestoren vorbehaltenes Kuriosum, sondern in ihren leichteren Graden etwas Alltägliches ist. Wir finden sie auf allen Gebieten wirksam, als politisches Schlagwort, als Reklame im Geschäftsleben, als Aufmachung in der Kunst, als mitreißendes Beispiel in der Volksbewegung, sowie auch als Verleitung zum Verbrechen. Quantitativ betrachtet, gibt es ihrer unendlich viele Grade. Qualitativ zeichnet sich die Suggestion vor anderen Möglichkeiten psychischer Einwirkung dadurch aus, daß sie gleichsam einen Fremdkörper in die Seele bringt oder sagen wir: eine nicht auf dem Boden dieser Seele gewachsene Pflanze dort einsetzt. Um dies möglich zu machen, muß sich der Boden eignen, sonst gedeiht die eingesetzte Pflanze nicht. Es muß mit anderen Worten eine gewisse Bereitwilligkeit vorhanden sein, in der man sowohl herabgesetzte Kritikfähigkeit als eine schon exzitierende, dem suggerierten Tun verwandte Neigung erblicken kann. So werden verbrecherische Suggestionen nur dort ernstlich verlangen, wo sie auf gleichgerichtete Ansätze treffen. Auf das „ernstlich" ist Gewicht zu legen: die Theaterverbrechen, die bei Versuchen gelingen mögen, sind keine Prüfsteine, denn das „mordende" und „stehlende" Medium weiß doch zuinnerst um den wahren Sachverhalt. Wo es sich um unschuldigen Ulk handelt, wirkt das Spielerische im Menschen gerne mit. Auf alle Fälle setzen die bekannten öffentlichen Paradestückchen ein starkes Nachlassen der kritischen Selbstbeherrschung voraus, welche die geistige Gefaßtheit des Menschen ausmacht; und nicht ganz mit Unrecht sieht ein Gelehrter in dem überwiegenden Gelingen der Suggestionsexperimente ein schlechtes Zeugnis für die seelische Verfassung des Publikums. Eine ganz hübsche Distinktion gebraucht Wagner-Jauregg, wenn er die Suggestion als ein „Einreden" charakterisiert. Sie überrumpelt die vernünftige Ueberlegung des anderen und redet ihm etwas ein, zum Unterschied von der Ueberredung, welche die Ueberlegung durch Gründe zu gewinnen sucht.

Ein weniger berührter Punkt und doch sehr zu beachten ist: daß die Bereitschaft, Suggestionen zu empfangen, auf emotioneller Basis beruht. Ein Wille ist dabei beteiligt, und wäre es auch nur der, eine Zeitlang auszuspannen und die Zügel der anstrengenden Regierung des Ich aus der Hand zu legen. Daß in dem insgeheim gewollten Hörigkeitsverhältnisse des Mediums zum Suggestor infantile und erotische Momente liegen, hat besonders die psychanalytische Forschung betont. Im Medium wird das Kind wieder wach und begibt sich unter die im Hypnotiseur verkörperte Autorität der Eltern, die für das Kind unfehlbar sind.

An die Unterscheidung von Einreden und Ueberredenen gemahnt die Methode von Dubois, der seine an Nervenkranken erprobte Heilart als „Persuasion", der Suggestion entgegensetzt, bezeichnet, obgleich sie mit dieser verwandt erscheint. Flatau führt als Beispiel an: „Ein zehnjähriges Mädchen wird mir zugeführt, weil es in letzter Zeit nicht ordentlich schlucken will; es behauptet, nicht schlucken zu können, der Schlund sei zu eng. Ich untersuche das Kind und sage: „Dein Schlund ist regelrecht gebaut, du kannst schlucken. Die Störung ist sofort verschwunden und kehrt nicht wieder. Während die Suggestion etwas Falsches einredet, will die Persuasion eine falsche Vorstellung (wovon die Krankheit abhängig gedacht wird) ausreden. Bechterew meint von der Persuasion, da sie sich an die Vernunft wende, klopfe sie an der Pforte des Haupteingangs an, während die Suggestion sich über die Hintertreppe einschleiche. Doch scheint mir die Berufung auf die Vernunft allein den so wichtigen emotionellen Faktor außer Acht zu lassen, und so langen wir wieder bei dem Suggestions-Mechanismus an.

Die physiologischen Wirkungen durch Suggestion können sehr weit gehen. Unter die Herrschaft des Hypnotiseurs gerät auch jener psychische Bestand, welcher dem Bewußtsein für gewöhnlich unerreichbar ist; und darunter gehören wohl die psychischen Repräsentanten vegetativer Verrichtungen des Körpers. Solche können, demnach suggestiv regiert werden, und ärztliche Erfahrung erwähnt z. B. Beeinflussung des Menses, künstlich: Schmerzlosigkeit, sofortige Beseitigung von Schnupfen und Husten, Veränderung des Salzsäuregehalts im Magensaft, Stigmatisierung bis zur Blasenbildung auf der Haut, Blutstillung. In gewisser Beziehung mag auch die starke Erhöhung der Empfindlichkeit mancher Sinnessphären an Hypnotisierten hierher gehören, eine Eigentümlichkeit, aus der sich so manches verblüffende Phänomen, das übernatürliche Kräfte vorspiegelt, zwanglos erklärt.

In der Verlegenheit.

Dem Herrn Rat hat der Arzt streng das Biertrinken untersagt. Trotzdem kann er es nicht unterlassen, ab und zu einen Seitensprung zu machen; er schickt dann sein Faktotum, den alten Friedrich, dem natürlich tiefstes Stillschweigen gegenüber der Gemahlin des Vorgesetzten zur Pflicht gemacht worden ist, heimlich zu dem nahegelegenen „Hirsch". Eines Tages wird der Vertraute aber doch von der Frau Rätin, die ihren Mann besuchen will, auf dem Korridor erwischt und gestellt: „Was haben Sie denn da unter dem Mantel, Friedrich?" fragt sie mißtrauisch.

Friedrich: „Dös darf's a Amtsgeheimnis, Frau Rätin!"

— Im Bahnhofrestaurant. Passagier: „Das Bier ist heute lamos."

Wirt: „Und ob! der Dicke da in der Ecke hat schon dreimal an seine Frau telegraphiert: „Anschluß verpaßt"."

Merkwürdig.

„Ich glaube, gnädiges Fräulein, ich habe Sie schon 'mal irgendwo gesehen!"

„Möglich, mein Herr!.. Dort bin ich auch schon manchmal gewesen.."

Der Kuß ist einsilbig und sagt doch viel.

Kinder Schreien
NACH FLETCHER'S
CASTORIA